

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 235.

Posen, den 12. Oktober 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker, Berlin.

Zu neuen Ufern.

Ein Film- und Rundfunk-Zukunftsroman
von Felix Neumann.

4. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Kann sein, kann sein, Herr Geheimrat! Jedoch — kluge Leute bauen vor!“

Er sah besorgt auf die Uhr.

„Es wird Zeit für mich! Geben Sie mir nur die Ermächtigung, für Sie das Vorkaufsrecht zu wahren, wenn der Apparat was taugt!“

„Gut, Herr Corbach! Auf jeden Fall bin ich Ihnen dankbar, daß Sie zu mir gekommen sind und mich ein- geweiht haben. Sollte es nötig sein, suchen Sie mich bitte noch diesen Abend in Mahlow auf, wo ich einem Empfang bei Fräulein Vermehren bewohne!“

„Einverstanden! Bin ich bis Mitternacht nicht da, dann können Sie ruhig schlafen, dann war alles Blech!“

Und er ging!

Zehn Minuten später dachte Biblis nicht mehr an diese Besprechung, die ihm verlorene Zeit dünkte.

Zwischen sieben und acht Uhr abends entstieg der Masler der Station Zehlendorf-Süd der Schnellbahn und blickte sich in der Gegend um.

„Eigentlich ein Blödsinn, hier in diese Wildnis zu fahren.“ Wildnis nannte dieser Geschäftsmann jede Gegend, wo nicht mindestens fünfstöckige Häuser ragten.

Nach längerem Suchen stand er vor dem Hause, wo Reuth wohnte.

Mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen begrüßte er den Ingenieur, der ihm die Tür öffnete.

„Es ist noch etwas zeitig, Herr Reuth, aber ich komme selten hier raus, und da läßt die Entfernung sich schlecht abschätzen. Draußen nieselt es, so ein mulmiger Herbsttag. Also müssen Sie mich schon beherbergen!“

Ernst führte den Masler ins Zimmer.

„Immer willkommen! Nun bleibt mir Zeit, Sie ein wenig theoretisch einzuweihen, bis die Vorführung beginnt.“

Mit langen Schritten ging Corbach um den plumpen Kasten herum, der an der Seitenwand auf dem Tische stand.

Er streckte den Kopf vor und zog ihn wieder ein.

Halb unheimlich, halb lächerlich kam ihm die Sache vor.

Dann glitt sein Auge über die Hebel und Schrauben, die Drähte und Spulen.

Und immer noch lag das ungläubige Lächeln um den Mund.

„Wenn es das Äußere allein wäre, dann müßte das hier eine ganz dolle Chose sein! Aber wenn's nur funktioniert!“

Nun begann Reuth mit seinen Erklärungen, die nur soweit gingen, einem Laien den Grundgedanken der Erfindung klar zu machen, ohne ein Geheimnis auszu- plaudern.

Andächtig hörte der Masler zu.

Das Lächeln verschwand, so etwas wie achtungs- volles Staunen prägte sich in seinen Zügen.

„Ich verstehe, ich verstehe! Was Sie da sagen, klingt so einfach und selbstverständlich, und doch, welch ein Wissen gehört dazu, alle diese Kräfte, von denen Sie erzählen, sich gehorsam zu machen!“

Der Ingenieur blickte auf die Uhr, die an der Wand hing.

Die Taschenuhr nebst Kette versetzte er, denn im Atlantik war der Rest seiner Barschaft draufgegangen.

„In fünf Minuten schaltet meine Verlobte den Sender ein. Die Vorstellung beginnt um acht Uhr.“

Er rückte seinen Sessel herbei.

„Nehmen Sie hier Platz! Hier vor der Milchglas- scheibe.“

Breit ließ sich Corbach nieder.

Er war zuletzt merkwürdig still geworden.

Die Sicherheit des Mannes tat es ihm an. Er stand wie unter einem Bann.

Und nun entfaltete sich das gleiche Märchen wie am Abend vorher.

Zuerst erschien der Vorhang. Der Orchestervortrag begann.

Dann teilte sich die Gardine und das junge Mädchen sang.

Der Masler hatte sich weit vorgebeugt und starrte regungslos auf die Glasscheibe.

Nur zuweilen stieß er einen kurzen Laut aus.

Er war scheinbar so gepackt von dem, was er sah und hörte, daß ihm keine Zeit zu Worten blieb.

Als die erste Nummer zu Ende war, der Vorhang sich schloß und der Beifall des Hauses aufbrauste, erhob sich Corbach und legte seine Hand schwer auf die Schulter des Ingenieurs, dessen Augen vor Erregung glänzten.

„Mann! Wie haben Sie das fertig gebracht!“

Dann ging er mißtrauisch um den Kasten herum und besichtigte ihn von allen Seiten.

Lag nicht vielleicht doch eine Täuschung vor?

Und ebenso tadellos wie die erste Nummer wideten sich die weiteren Punkte des Programms ab.

Nur vorübergehend entstand einmal eine kurze Störung von wenigen Sekunden, als einer der Drähte von der Spule gesprungen war. Um zehn Uhr machte Reuth Schluß. So war es mit Gisela verabredet.

Corbach war begeistert von dem, was er soeben bild- lich und stimmlich an sich vorüberziehen sah.

„Wie schade, daß es nicht eine große Oper war, die ich miterleben durfte. Das ist ja großartig! Diese Plastik des Bildes, diese Reinheit der Töne — —!“

Ernst lächelte.

„Darf ich Sie zu einem frugalen Abendbrot ein- laden? Freilich — nur ein Gläschen Bier, ein wenig Aufschnitt — —“

„Danke, danke, ich esse nichts! Aber anstoßen können wir einmal. Mir ist vor lauter Erstaunen die Kehle trocken geworden!“ Und alsbald lenkte der Masler auf das Geschäftliche über.

„Hören Sie mich an, Herr Reuth! Ich übernehme also die Sache als Vermittler, und Biblis wird der Mann, der die Erfindung finanziert —“

Der Ingenieur trank hastig sein Glas Bier.

„Ich — verstehe mich so wenig auf Gelddinge! Wie denken Sie sich denn die Sache —?“

„Prost!“ Der Makler nickte freundlich und aufmunternd.

„Das lassen Sie mich nur machen! Vor allen Dingen darf kein Mensch vorläufig etwas von Ihrem „Heim-Theater“ erfahren. Wie leicht könnte ein anderer, der sich mit dem gleichen Problem befaßt, Ihnen dann in letzter Stunde zumorkommen! Alles schon da gewesen! Leuchtet Ihnen das ein?“

„Vollkommen! Und — wie dann weiter —?“

„Biblis erwirbt die Erfindung von Ihnen. Die Bedingungen werden noch festgelegt, und sie werden weiß Gott nicht schlecht für Sie ausfallen! — Wie dann der Geheimrat die Verwertung in die Wege leitet, ob als alleiniger Finanzier oder durch eine Aktiengesellschaft, das müssen wir der Zukunft überlassen! Darüber jetzt schon zu sprechen wäre verfrüht!“

Etwas ängstlich forschte Reuth, denn er war bisher nur Enttäuschungen gewohnt: „Und Sie glauben bestimmt, daß Biblis einwilligt —?“

Da entfuhr es dem Makler: „Ich habe Vollmacht von ihm, wir können sofort —“

Erstaunt blickte der Ingenieur auf.

„Er — weiß schon darum?“

Corbach trank und räusperte sich dann.

Nun hatte er sich im Eifer vergaloppiert, aber schließlich schadete es nichts.

Dieser westfremde Mensch war leicht zu überzeugen.

„Ich habe heute morgen den Geheimrat kurz aufgewartet, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Er war ziemlich skeptisch, ermächtigte mich aber schließlich, mit Ihnen das Weitere zu vereinbaren, wenn es sich um eine brauchbare Sache handelte. Davon habe ich mich nun überzeugt —“

Vor Reuths Auge stiegen Luftschlösser empor.

Wie schön würde es sein, wenn Gisela und er aus der Misere der langen Verlobungszeit heraus nun zu Wohlstand kämen.

So ein eigenes Häuschen im Grünen, dazu ein beschiedenes Vermögen!

Ach — er war wirklich nicht anspruchsvoll.

Mit stockender Stimme fragte er: „Glauben Sie, daß ich bald einen Vorschuß erhalten könnte? Meine Lage ist mehr als mißlich. Sogar einige Wechsel sind fällig, weil ich Geld für den Aufbau brauchte.“

Seine Hand wies nach dem Apparat.

Corbach lachte.

„Das ist doch selbstverständlich! Der Geheimrat denkt in solchen Dingen großzügig. Verkaufen Sie ihm Ihr Patent, und der Vorschuß liegt zur gleichen Stunde auf Ihrem Tisch! Wieviel gebrauchen Sie, genügen so hunderttausend Mark, um Sie flott zu machen?“

Reuth schwieg, denn die Stimme verschlug ihm.

Hunderttausend Mark!

War das denkbar?

Der Makler aber deutete das Ausbleiben der Antwort falsch.

„Mein Gott, das ist doch allerhand, oder meinen Sie —“

Ernst fuhr empor.

„Nein — nein! Das wäre hinreichend!“

„Bitte, gehen Sie mir doch einmal Tinte und Papier.“

Unter Draht und Nägeln, Elementen und Schrauben suchte Reuth das Gewünschte zusammen.

Corbach glättete den Bogen, dachte einen Augenblick nach und entwarf einen Kontrakt, in dem der Ingenieur Ernst Reuth durch die Vermittlung des Börsenmaklers Corbach dem Geheimrat Günther Biblis den Ankauf seiner Erfindung nach näher zu vereinbarenden Gesichtspunkten rechtsverbindlich übertrug. Ein Vorschuß sollte sofort nach Unterzeichnung des notariellen Pakttes erlegt werden.

Oh — Corbach war ein kluger, fein berechnender Mann.

Ihm wurde es in dieser Stunde bewußt, daß es sich um Dinge handelte, deren wirtschaftliche Auswirkungen noch gar nicht zu übersehen waren. Der Bühnentrust

beging Selbstmord, wenn er die Erfindung anderen Händen überließ, die kein Interesse an ihm hatten.

Nach mehrfachen Aenderungen und Verbesserungen schrieb der Makler den vorläufigen Vertrag noch einmal ab und schob ihn Reuth zur Unterschrift hin.

„Soweit wären wir, Sie sind ein Glückskind! Andere müssen jahrelang warten, bis sie einen Mäzenas finden!“

Noch einmal überflog Ernst die Zeilen. Ihm war, als ob das Wörtchen „Vorschuß“ ins Riesenhafte wachse und alles andere verdränge, was sonst in dem Schriftstück stand.

Mit zusammengekniffenen Augen folgte der Makler jeder Bewegung.

Kamen dem Erfinder nicht noch im letzten Augenblick Zweifel?

Wünschte er nicht vielleicht noch wichtige Ergänzungen, die über die Vollmacht hinausgingen, die der Unterhändler erhielt?

Dann ging kostbare Zeit verloren!

Drauf durch einen Zufall das Geheimnis in die Öffentlichkeit, dann war Reuths Haus umlagert von Geldleuten, die sich überboten, und mit der Vorhand des Bühnentrusts war es aus.

Und — seine Provision ging auch in alle Winde.

Ernst tauchte die Feder ein und schrieb.

Vor seinen Augen stieg das Heim empor, das er Gisela schenkte.

Sie brauchte nicht mehr zu fronden in fremdem Dienst.

Da klang stürmisch die Glode.

Schriß und grell schallte sie durchs Haus.

Reuth fuhr empor.

Er warf die Feder hin und ging hinaus.

Der Makler runzelte die Brauen und murmelte eine Verwünschung vor sich hin.

Diese Störung!

Er sah nach der Uhr. Kurz vor elf! In einer Stunde mußte er in Mahlow sein.

Die Tür ging auf, Gisela, hastig atmend, stand im Rahmen.

Unter Benutzung der schnellsten Gelegenheiten war sie von der Alhambra hierher geeilt.

Nicht nur, daß ihr daran lag, das Urteil Corbachs zu hören, nein, noch ein anderes Gefühl trieb sie zu ihrem Verlobten.

War es nicht denkbar, daß Ernst ohne ihren Rat geschäftliche Abmachungen traf, die nicht mehr rückgängig gemacht werden konnten?

Während Corbach sich erhob, sagte sie lachend: „Schönen guten Abend!“

„Nun — sind Sie jetzt überzeugt —?“

Der Makler reichte ihr die Hand.

„Vollkommen! Meinen Glückwunsch —!“

Mit schnellem Schritt durchmaß sie das Zimmer, und sie entdeckte das Schriftstück nebst Feder und Tintenfaß. Requisiten, die sonst nie an dieser Stelle zu sehen waren.

Die klugen Augen schweiften von Corbach zu Reuth und wieder zurück.

Dann griff sie nach dem Vertrag.

„Aha — die Herren haben schon vorgearbeitet! Sehr schön! Und du, Ernst, wolltest gerade unterschreiben. Dein Vorname steht schon hier.“

Laß mich mal sehen, was so fix vereinbart worden ist!“

Es war still im Zimmer.

Die Blicke der Männer hingen an Giselas Antlitz. Eine leichte Falte trat bei der Lektüre zwischen die feinen Brauen.

„Sieh' mal einer an! Also der Herr Geheimrat macht das Rennen —“

In etwas gekränktem Ton fiel der Makler ein.

„Gnädiges Fräulein, haben Sie etwas gegen meinen Mandanten, oder gar gegen mich?“

Kräulein Ruhland lachte hell und herzlich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sekretärin des Millionärs.

Novelle von Felix Rohmer.

Als der Millionär Calburgh, der mit Portlandzement seine erste Million, und mit Geländespekulationen auf Coney-Island den anderen, größeren Teil seines Vermögens erworben hatte und zudem Inhaber einer gutgehenden Fabrik zur Herstellung fragwürdiger Kosmetika war — als also dieser Mr. Calburgh eines Vormittags durch das Büro ging, in dem der Lärm von zwanzig Schreibmaschinen tobte, fiel sein Blick auf ein blondes Mädchen, sehr jung noch, mager, vom Aussehen Pariser Gamins, aber auch von eigenartiger Schönheit. Das Mädchen sah ihn groß und frech, mit unverbogener Neugier an und dachte nicht daran, ihm „Guten Morgen“ zu sagen. Als schließlich Calburgh selbst den Hut vom Kopf riß und grüßte — worauf sie dankte wie eine Dame, höflich und imperfinit.

Calburgh war eigentlich müde. Er glaubte, sich durch seinen Gruß eine Blöße gegeben zu haben — was mochte sich das Mädchen überhaupt einbilden? Sie tat, als wäre sie hier Herrin und er ihr Diener. Und dabei lebte sie von seiner Gnade — sie sah bestimmt nicht so aus, als ob sie zu Hause Kaviar und Lachs aße, eher verhungert.

Calburgh klingelte und ließ den ersten Clerk kommen. Brown stürzte herbei, blieb abwartend in der Mitte des Privatsekretärs stehen.

„Wie heißt die Stenotypistin in der zweiten Reihe links?“ fragte Calburgh, „das Gesicht ist mir neu.“

„Griffith — Dora Griffith.“

„Alt?“

„Neunzehn.“

„Tüchtig?“

„Soweit ich es beurteilen kann, ja. Ist erst vor vierzehn Tagen von mir engagiert worden.“

„Aha — deshalb fiel mir ihr Gesicht auch auf. Was wissen Sie über ihre Familienverhältnisse?“

„Wenig — ich habe nicht Zeit, mich damit zu beschäftigen. Aber sie scheint aus dürftigen Verhältnissen zu stammen. Sehr gute Erziehung. Aber Vater dann verarmt, später gestorben. Auch die Mutter. Hat einen Vormund, der ihr, seitdem sie achtzehn wurde, nicht einen roten Cent mehr gibt. Ist also ganz auf sich gestellt.“

„Das ist genug. Sie können gehen. Und — und schicken Sie mir das Mädchen rein.“

Dora Griffith kam; vor seinem Schreibtisch blieb sie stehen, sah den Chef an, in derselben kühnen und etwas neugierigen Art, die ihn vorher gezwungen hatte, den Hut vom Kopfe zu reißen. „Wissen Sie eigentlich, Fräulein Griffith, daß ich Ihr Chef bin?“

„Jetzt — ja.“

„Und vorher — als ich durch das Büro ging? Sie ahnten wohl nicht, wer ich sei?“

Er hoffte, sie würde nein sagen. Aber sie lächelte kurz und kalt. „Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt, daß Sie Mr. Calburgh seien. Ich habe Sie bereits des öfteren gesehen.“

Der Nachsatz verärgerte ihn ein wenig. Sie hatte sich also für ihn interessiert. Er reichte sich gerade und rückte mit der Linken beiläufig seine Krawatte zurecht. Dennoch überkam es ihn plötzlich, daß er wild mit der Faust auf den Tisch schlug und schrie:

„Ja, zum Teufel, warum grüßen Sie denn nicht, wenn Sie wissen, wer ich bin?“

Dora Griffith zuckte nicht mit der Wimper bei diesem unerwarteten Ausbruch von Zorn. Sie zog mit maßlosem Staunen die Augenbrauen hoch und ihr Gesicht erhielt einen Ausdruck von Spott, Abwehr und Stolz, vor dem Calburgh unwillkürlich ein bißchen in sich zusammenfiel.

„Ich — Sie — grüßen?“ fragte Dora Griffith. „Ich verstehe nicht — ich bin doch eine Dame! Mein armer, toter Vater hat mir gesagt, daß es Pflicht der Herren wäre, zuerst zu grüßen. Und — ich hielt Sie für einen Gentleman!“

„Naui!“ brüllte Calburgh — und sie entfernte sich langsam, verständnislos den Kopf schüttelnd.

Draußen gab's ein großes Gemurmel und Getuschel. Man hatte den Ausbruch Calburghs gehört und war überzeugt, daß Dora Griffith nun werde gehen müssen. Einigen, die wußten, daß sie keine Eltern hatte, tat das Mädchen leid.

Aber am nächsten Tag teilte Brown ihr mit, daß Calburgh sie zu seiner Privatsekretärin bestimmt habe. Dora Griffith schien gar nicht erstaunt und bezog mit seltsam kühlem Lächeln das kleine Zimmer dicht neben Calburghs Allerheiligstem. „Er wird sie zu seinem Verhältnis machen“, hieß es und es war mehr Neid, als Verachtung in dem Tonfall, mit dem man diese Selbstverständlichkeit besprach. Vielleicht hatte Calburgh dies tatsächlich beachtet, anfänglich. Aber je häufiger er mit Dora Griffith zusammenkam, desto wahrstimmiger schien es ihm, etwas derartiges von ihr zu erwarten. Nach sechs Monaten — er diktierte ihr gerade einen überaus wichtigen Geschäftsbrief — fragte er sie plötzlich in einer kurzen Pause, ob sie seine Frau werden wolle. Sie blickte ihn einige Sekunden sehr fest und fast prüfend an, dann sagte sie ruhig „Ja“, und er beendete sein Diktat.

Sie waren noch nicht lange verheiratet, als Allan Thomson, der Makler, Calburgh in seiner Privatwohnung aufsuchte, Calburgh wollte ihn mit seiner Frau bekannt machen, aber deren Joke sagte, Dora wäre ausgegangen: shopping. Die beiden Herren

setzten sich nun in Calburghs Arbeitszimmer und besprachen ihre Angelegenheiten. Es handelte sich um die geplante Fusion von Calburghs Fabrik mit zwei anderen Unternehmungen bedeutenden Umfanges. Ein gewaltiges Objekt.

„Ich müßte mindestens die Hälfte der Aktien dieser Gesellschaft kaufen“, grübelte Calburgh. „Aber dazu brauche ich achtzehn Millionen. Und wenn ich meinen Kredit bis aufs äußerste anspanne, kann ich nicht mehr als zwölf zusammenbekommen. Die Sache ist indiskutabel.“

„Sie hätten Edith Hamilton heiraten sollen, wie Sie es früher mal planten. Sechs Millionen hätte die vom Alten mindestens bekommen“, schalt Thomson. „Ich verstehe nicht, warum Sie es nicht taten. Warum Sie dies arme, junge und — verzeihen Sie — meinem Empfinden nach nicht einmal hübsche Mädchen geheiratet haben.“

Thomson sprach frei von der Leber weg — er wußte, er durfte sich einiges herausnehmen. „Schließlich sollte man doch auch ein wenig ans Geschäft denken.“

Dies letzte Wort war es, das Calburgh schwer traf. Es genierte ihn, zu denken, der andere könne meinen, er, Calburgh, habe sich durch eine törichte grüne Leidenschaft hinreißen lassen. Das mußte seinem Kredit schaden. Er suchte nach einer anderen Erklärung und fand doch im Augenblick nichts Besseres, als grunzend zu sagen:

„Ich — ich hatte da einige Verpflichtungen — ich habe Dora Griffith eigentlich aus — Mitleid geheiratet.“

Er hatte nicht gemerkt — und auch Thomson war es entgangen —, daß Dora inzwischen zurückgekehrt war und leise und sanft, um nicht zu hören, das Zimmer betreten hatte. Gerade rechtzeitig, um die letzten Worte ihres Gatten zu vernehmen. Sie ging schnurstracks auf seinen Tisch zu und sah Calburgh kalt und stolz an:

„Wie lange waren wir eigentlich verheiratet, Calburgh?“ fragte sie. Dann drehte sie sich rasch um und ließ ihren Mann grau und zitternd sitzen.

„Ich habe Ihren Stolz verwundet — das verzeiht Sie mir nie.“ erklärte Calburgh dem Makler, der ihn erstaunt und verständnislos ansah.

Er raffte sich endlich empor, überließ seinen Gast sich selbst und stürzte nach Doras Zimmer. Aber sie war schon fort, mit einem kleinen Koffer, der alles barg, was sie an persönlichem Eigentum vor der Hochzeit besessen hatte.

Sicher wollte Dora die Scheidung in die Wege leiten; aber das kostete Geld und sie hatte fast nichts. Calburgh seinerseits hatte keine Veranlassung, irgend etwas in dieser Richtung zu unternehmen. So ruhte die Angelegenheit einstweilen. „Sie wird schon wieder zur Vernunft und zurückkommen“, tröstete sich Calburgh. Aber sie kam nicht zurück — nicht nach acht Tagen und nicht nach vierzehn. Als vier Wochen verstrichen waren — vier trostlose Wochen, in deren Verlauf Calburgh abmagerte, als hätte man ihn auf halbe Ration gesetzt —, beauftragte er ein Detektivbüro, Doras Aufenthalt zu ermitteln. Das Ergebnis war niederschmetternd. „Sie wohnt irgendwo im Norden, in einem kümmerlichen Pensionat, und es scheint, daß sie — hungert.“

Calburgh schickte ihr einen Scheck über fünftausend Dollar „für die erste Zeit“, wie er in einem de- und wehmütigen Brief, den er beilegte, schrieb. Er bat sie um eine Unterredung, um eine Aussprache. Er würde alles erklären.

Am nächsten Tage kam der Scheck ohne Begleitwort zerrissen zurück, in einem unfrankierten Umschlag, von jener scheußlichen Sorte, wie man sie, fünf Stück für einen Cent, in kleinen schmiedrigen Bäden zu kaufen bekommt.

„Sie hat nicht mehr Geld für Porto — sie wird sterben vor Hunger“, schätzte Calburgh. Ruhelos ging er in seiner Wohnung auf und ab. Ab und zu wischte er sich verstohlen die Augen, die feucht geworden waren. „Das sind Tränen“, dachte er. Genau wußte er es nicht, — er hatte, so lange er zurückdenken konnte, noch niemals geweint.

„Sie ist zu stolz — sie wird niemals mehr etwas von mir nehmen, solange ich lebe“, dachte er dann, und sofort kam ihm auch der andere Gedanke: „Aber wenn ich sterbe — das Vermächtnis eines Toten, seine Erbschaft, kann sie doch nicht ausschlagen?“

Diese Überzeugung setzte sich in seinem Hirn fest. Er überlegte nicht lange, telephonierte seinen Notar an und schloß sich für eine halbe Stunde mit ihm in seinem Arbeitszimmer ein. Und der Notar hatte seine Wohnung noch nicht erreicht, als sich Calburgh bereits eine Angel in die Stirn jagte.

Das war genau um dieselbe Stunde, als zwei Hafenarbeiter am Gast Alibi die Leiche von Dora Griffith, die vor dem Gesek noch immer Calburghs Frau war, aus dem Wasser zogen.

Das Testament eines Millionärs. Er vermacht seine Seele und seine Villa dem Teufel

Aus Madrid wird uns geschrieben:

Dieser Tage ist ein schwerreicher Mann namens Jose Gut-ta njo plötzlich gestorben. Gut-ta njo galt seit langer Zeit als ein Sonderling, über seine Schrecken und Seltsamkeiten wußte man

manches zu erzählen. Seit Jahren verkehrte er mit niemandem außer mit seinem Diener, seinem Krankenpfleger und dem Arzt, der den Patienten, der übrigens ein Hypochonder gewesen, von seinen vielen, meist nur eingebildeten Leiden zu kurieren hatte. Guttanjo studierte nämlich medizinische Bücher und bildete sich zu meist jene Krankheit ein, deren Beschreibung er an den betreffenden Tagen in den Büchern las.

Außer der Lektüre der medizinischen Bücher hatte er nur noch eine Leidenschaft, und zwar das Sammeln alter Münzen. Er hatte sich, seine materiellen Opfer scheinend, eine große Münzensammlung angelegt, die mehrere Räume seiner prachtvollen Villa einnahm. Eines Tages sind die Münzen plötzlich verschwunden. Guttanjo hatte sie in zwei eiserne Kisten verpackt, fuhr an die Meeresküste, mietete sich dort ein Motorboot und ließ beide Kisten mit dem wertvollen Inhalt in den Wellen des Ozeans verschwinden.

Er dürfte vielleicht eine Ahnung von seinem bevorstehenden Tode gehabt haben und wollte nicht, daß die Münzen in fremde Hände gelangen. Insbesondere nicht in die Hände der Verwandtschaft, denn, dies sei hier gleich vorweggenommen, Guttanjo hatte einen infernalischen Haß gegen seine Verwandten, von denen er wußte, daß sie die große Erbschaft kaum erwarten konnten. Es war gewissermaßen vorauszusehen, daß die Eröffnung des Testaments eine Ueberraschung bringen und einen Strich durch die Rechnung der Verwandten machen werde. Dem Bekanntwerden der letztwilligen Verfügung hatte man daher in Madrid mit großem Interesse entgegengeesehen, man erwartete im allgemeinen, daß die Schrüllen Don Joses auch im Testament irgendwie zum Vorschein kommen werden.

Man hatte sich auch nicht getäuscht. Das Testament Jose Guttanjos wurde eröffnet. Die Angelegenheit kam einer großen Sensation gleich. In der ersten Klausel des Testaments verfügt Guttanjo nicht über seine materiellen Güter, sondern über seine Seele. „Meine Seele“, heißt es darin, „mit der ich bei Lebzeiten nicht viel anzufangen wußte, vermache ich dem Teufel. Er möge damit beginnen, was er will. Ich glaube nicht, daß er viel Vergnügen haben wird.“

Nach dieser Einleitung kam nun die zweite, nicht weniger erstaunliche Klausel. „Ich möchte dem Teufel nicht undankbar sein, da er sich doch mit meiner Seele plagen wird müssen. Deshalb vermache ich meine Villa gleichfalls dem Teufel. Man möge auf die Fassade eine Aufschrift anbringen: „Dem Teufel gewidmet.“ Meinen alten Diener beauftrage ich, diese Villa zu überwachern. Die Räume möge außer ihm niemand mehr betreten, auch ist es strengstens verboten, irgendeine Renovierung der Villa nach dem Tode meines Dieners vorzunehmen. Das Gebäude möge verfallen. Es ist ja dem Teufel gewidmet.“

Während die ersten zwei Klauseln die Verwandten ziemlich kalt ließen, fühlten sie sich durch die letzte Klausel, die die recht beträchtlichen Vermögensreste einer Frau vermacht, die die erste Geliebte Guttanjos gewesen, empfindlich getroffen. Sie ist derzeit Häherin in Madrid. Seit dreißig Jahren hat Guttanjo sie nicht mehr gesehen, dies hinderte ihn jedoch nicht daran, ihrer im Testament dankbaren Herzens zu gedenken.

Theoderich der Große.

(Nachdruck verboten.)

Theoderich der Große ist den Deutschen und der Welt durch die Jahrhunderte hindurch unter der Gestalt „Dietrich von Bern“ lebendig geblieben. Bern bedeutet in diesem Zusammenhang die oberitalienische Stadt Verona, wo Theoderich den Odoaker besiegt hat und wo er später auch residierte. Als „Dietrich von Bern“ sehen wir Theoderich den Großen zuerst im „Hildebrandslied“ vereint. Karl Simrod hat dieses in unsere heutige Sprache übertragen. Eine Probe des Urtextes und des neudeutschen Textes findet der Leser in Königs „Deutsche Literaturgeschichte“ (Velhagen und Klasing, Melefeld). Besser ist Dietrichs Gestalt den meisten aus dem Nibelungenlied bekannt, jedenfalls seit dieses im Film Eingang in aller Herzen gefunden hat. Im Amelungenlied wird die Dietrichgestalt noch besonders gefeiert. Auch im Eckenlied wird „von Bern Herr Dietrich“ als der gewaltigste aller Helden gepriesen. Eine Pfeilspiße, die in seiner Stirn stecken geblieben ist, verschafft ihm den Beinamen der Unsterbliche. Auch in die Laurin-Sage ist er verwoben, und die „Nabenschlacht“ bedeutet nichts anderes als die Schlacht bei Rabenna, wo er gleichfalls siegreich war. Schließlich läßt die Sage, die ja sehr frei mit den Helden der Völkermwanderung umgeht, ihn noch im Kampfe mit Siegfried zusammentreffen. Das betreffende Epos heißt der „Rosengarten zu Worms“ oder im Gegensatz zum „kleinen Rosengarten“ (d. i. gleichbedeutend mit dem schon erwähnten „König Laurin“) auch der „große Rosengarten“.

Historisch ist Theoderich der Große am 26. August 526 eines natürlichen Todes gestorben. Die Sage entrückte dies, wie auch bei Karl dem Großen und bei Friedrich Rothbart, in mythische Unwirklichkeit. Geister entführten ihn in unbekannte geheimnisvolle Ferne, von wo er einst wiederkommen soll. Er ist auch wiedergekommen als der „wilde Jäger“, den das Volk nächlichsweise mit seinem Troß durch die Lüfte laufen sieht. Hierzu verweisen wir auf die Ballade von Finkel „Dietrichs Ende“:

„Nun jagt er dahin in der wilden Jagd
Der starke Dietrich von Bern!“

Die Wanderstraßen der Zugvögel.

Vielfach wird angenommen, die Zugvögel, die im Spätsommer und im Herbst wieder wärmere Gegenden aufsuchen, zögen in ganz unregelmäßigen Schwärmen und auf unregelmäßigen Wanderstraßen fort. Es ist aber längst erkannt worden, daß dieser Vogelflug im Gegenteil auf genau bekannten Wanderstraßen vor sich geht. In der Hauptsache ziehen die Wandervögel im Herbst in der Richtung Nordosten—Südwesten fort. Besonders die Täler der Flüsse und Ströme sind es, die als Wanderstraßen dienen. Die Täler der Seine, der Rhone, die verschiedenen Flußtäler Spaniens, die Täler der Donau, der Elbe, der Oder und viele Flußtäler in Rußland und in den Balkanstaaten sind die am meisten bevorzugten Wanderstraßen der Zugvögel. Wie sich kleine Scharen von Vögeln überall auf dem Lande treffen, so vereinigen sie sich in den Flußtälern allgemein zu großen Wandervögeln, die immer wieder durch neue Scharen aus den Seitentälern vergrößert werden. Gebirgskette werden stets in genau bekannten Strecken überflogen, große Waldstrecken und sumpfige Niederungen werden gewöhnlich umflogen. Die Täler der Flüsse werden als Wanderstraßen bevorzugt, weil diese windstill sind und weil dort auch noch mehr Nahrungsmittel zu finden sind. Andere Wege ziehen wieder die Strand- und Seevögel, die meist aus den nördlichsten europäischen Bezirken kommen. England und Schottland in zwei gewaltigen Zügen östlich und westlich umkreisend, ziehen sie an den westlichen Küsten Europas nach den nördlichen Teilen Afrikas, jedoch lassen sich einzelne Arten dieser Vögel auch schon an den Küsten Europas nieder.

N. M.

Aus aller Welt.

Kennen bei Nacht. In Amerika und Kanada eroberte sich ein neuer Schauport schnell das Interesse der Riesenstädte, und neuerdings schießen „Die schwarzen Bahnen“ auch in englischen und schottischen Industriezentren wie Kino und Warenhaus in den Arbeitervierteln empor. Ein wildes nervenzerrendes Spiel mit den Pferdekraften des Benzin-Motors. Nicht selten mehr Rosse lenker mit vier oder acht Pferden vor dem zweirädrigen Rennwagen um die Kurvenhöfen des Stadions, wie im alten Rom, und zerhmettern sich gegenseitig die Wagenräder im heißen Wettstreit des Ueberholens, sondern mit unheimlichen Pferdestärken geladene Motorräder erfüllen heute in ähnlich atemraubendem Kampf gleiche Aufgaben. Schwarz, von tausendfärbigen Scheinwerferlampen scharf beleuchtet, zieht sich in der mächtigen Arena das Oval einer mit loser Kohlenstaube überschütteten Kampfbahn, nach innen von Rasen, nach außen von einem Stahlgitterzaun begrenzt. Der Startschuß knallt. Dicht aneinandergedrängt gehen die fünf oder sechs Fahrer in erster Runde um die Bahn, um volle Geschwindigkeit zu erlangen. Der Verlauf eines solchen Rennens schildert mit zahlreichen Bildern das „Illustrirte Blatt“ in seiner neuesten Nummer (41). Im gleichen Heft beginnt ein ungemein spannender Roman „Feuer in U. S. A.“ von K. A. Scheninger. Das Problem des Romans ist der Kampf um das Öl und das Auseinanderklaffen der Interessen der Amerikaner, die auf Ausbeutung neu entdeckter Ölvorkommen bedacht sind im Gegensatz zu mexikanischen Indianerstämmen, die hierfür ein ihnen heiliges Gebiet abtreten sollen. Die Arbeit ist eine der spannendsten und am besten geschriebenen, die das „Illustrirte Blatt“ bisher veröffentlicht hat. Weiter findet der Leser in diesem Heft umfangreichen Bild- und Textstoff. An Artikel-Titeln seien genannt: „Theater und Diplomatie“, „Die ersten deutschen Stahlhäuser“, „Der Schatten als Künstler“, „Hochschwarzwaldrachten“, „Der Mainzer Dom wieder hergestellt“, „Zehn Jennie der Kleiderstraße“, „Ba Duan Gin“, eine alte chinesische Gymnastik, usw. Unter den aktuellen Bildern verdienen die Photos vom Theaterbrand in Madrid, von den Wirbelsturmschäden in San Juan und vom Hauseinsturz in Stralsund besonders hervorgehoben zu werden. Das Heft ist von Anfang der Woche an zu haben.

Die Stamppflanze der Kartoffel. In den Vereinigten Staaten und in Südamerika hat der Forscher W. S. Bright neuerdings nach der Stamppflanze der Kartoffel gesucht, nach der die Gelehrten schon seit anderthalb Jahrhunderten Nachforschungen angestellt haben. Es ist jedoch auch ihm nicht gelungen, einen Platz ausfindig zu machen, an dem die Kartoffel unter natürlichen Bedingungen, d. h. wildwachsend, vorkommt.

Fröhliche Ecke.

Der Helfer. „Warum bleibst du so lange auf der Treppe?“ — „Der Nachbar hatte 'n Taler verloren, den ich suchen half.“ — „Mit Erfolg?“ — „Nee, er fand 'n selbst!“

Unreifer Logik. „... das Einzige auf der Welt, was dieses Zwergenwundermädchen an Kleinheit übertrifft, ist der Preis unseres Entrees! Wer also hereinkommt, genießt eine dieser beiden Weltattraktionen vollkommen gratis!“

Die Macht des Gesanges. Frau Mudd: „Warum gehst du eigentlich immer in den Vorgarten, wenn ich singe? Willst du mich nicht anhören?“ — Herr Mudd: „Darum handelt es sich nicht. Ich möchte nur nicht, daß die Nachbarn glauben, ich verprügelle dich.“

Der Gipsel. Die faulste Frau der Welt ist wohl die, die Anallerbsen in ihre Kartoffelpuffer bäckt damit diese von selbst auf die andere Seite springen!“